

Zeitschrift: Geistesfreiheit
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 5 (1926)
Heft: 10

Rubrik: Literatur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der Einzelne abgibt, um so fetter gedeiht jenes andere Wesen, das sich Staat nennt und im Grunde am besten gedeiht, wenn die Einzelnen wesentlich zu sein aufhören. Der Staat entsteht und wächst auf Kosten allzu vieler Einzelner. Und Nietzsche hat gewiß nicht Unrecht, wenn er vom Staate behauptet, er sei eine Einrichtung, in welcher der Selbstmord Aller Leben heiße. Es erhellt daraus, wie gar so weit Staat und Gemeinschaft von einander liegen oder vielmehr, wie der Staat, ein Moloch, den Einzelnen und somit auch die Summe der Einzelnen, die sich Gemeinschaft nennt, verschlingt.

Manchen Staatstheoretikern ist der Staat höchste Offenbarung, der sichtbare Gott auf Erden, der Inhalt der Volksseele. Ihnen sind Volk, Vaterland und Staat dasselbe. Im Staat findet nach ihrer Ansicht die Seele des Volkes ihren Ausdruck, was nichts anderes besagen will, als daß der König der Einzigvernünftige, der von Gott Auserwählte sei und seiner besonderen Huld und Gnade sich erfreue. Hat die Seele des Volkes keinen König, in dem sie sich ausdrücken könnte, so tut sie es in der «Regierung», der allein die Geheimnisse aller Weisheit kund sind, jener Weisheit auch, die sich zumutet, besser als du selbst zu wissen, was dir frommt und förderlich ist. Diesen Theoretikern gilt der Einzelne nichts, höchstens als ein Rädchen oder Zähnnchen im dem Staatsmechanismus, durch den allein er erst Seele gewinnt. Sie kennen nicht die Ameise, nur den Ameisenhügel. Daß der Mensch auch als Einzelner ab und zu selbständig zu denken befähigt ist, mißachten sie.

Nach der zoologischen Staatstheorie ist der Staat ein Tier, ein großes Tier, und wir Einzelnen sind Einzelzellen, nur dazu da, den großen Organismus zu beleben und in seinem Wachstum zu fördern. Individuell unselbständig, verrichtet jede Zelle blindlings einen vom Organismus geforderten und nur ihm bekömmlichen Dienst, wie ihn etwa ein Nerv oder ein Blutstropfen im und für den Organismus verrichtet. Ebenso wenig wie Nerv oder Blutstropfen darf die Einzelzelle Mensch auf eigenes Sein und eigenen Wandel Anspruch erheben. Der Staat allein, und das heißt: die Regierung allein gibt dieses großen Tieres Gehirn ab, welches Zellen, Nerven, Muskeln und Gelenke leitet und ihnen gebietet. Wenn der Einzelne denkt, er sei ein ganzer Mensch, ein Organismus für sich, so räumt ihm die zoologische Staatsidee das Recht (oder vielmehr die Pflicht) des Blutstropfens, der Zelle, des Muskels, im besten Falle das der Zehe ein. Was darf eine «alleinstehende» Zehe wollen? Und was vermag sie? Nach dieser Theorie ist physiologische Sklaverei die einzig richtige Staatsverfassung. Aber auch diese Theoretiker machen einen Rechenfehler. Sie belieben nämlich das zu übersehen, was ihnen zum Vergleich nicht paßt, und

zwar daß der Mensch als Einzelwesen sich im großen Staatskörper dennoch als Ganzes für sich weiß, daß ihm ein Selbstbewußtsein eignet, wie man es der Zelle oder dem Blutstropfen im Körperorganismus nicht nachsagen kann, daß er sich als *freies* Wesen fühlt. Mag auch diese Freiheit auf Selbsttäuschung beruhen, so ist doch schon das Vorhandensein dieser sich vorgetäuschten Freiheit Tatsache genug, in dem Menschen etwas anderes als Zelle, Blutstropfen oder Nerv zu erkennen.

Die Theorien hinken. Der Mensch ist nicht das, als was ihn der Staat, beziehungsweise die Regierung haben möchte. Er ist mehr als Zehe und Zelle.

Der Staat, der aus Eroberung hervorgegangen ist, muß für sich sorgen, muß auf der Hut sein, wenn er sich erhalten will. Er betrachtet es also als seine Pflicht im Interesse der herrschenden Gruppe, die ihn ausmacht, die Grenzen nach außen zu schützen und eine gewisse Rechtsordnung nach innen zu wahren. (Nur auf diese Weise können ihm die Einkünfte zufließen, an denen er schmarotzt.) Und weil er das tut, lernt allmählich der Untertan ihn als eine vorteilhafte Notwendigkeit ansehen, der sich unterzuordnen ihm Pflicht wird. Er bekommt ein «Vaterland». Der Eroberer gibt es ihm, der aus Selbstsucht, zwecks gründlicher Ausbeutung Grenzen schafft, Ausland schafft, «Feinde» schafft. Was außerhalb der Grenzen liegt — es mag eine Gruppe gleichen Stammes, gleicher Sprache, nicht selten gleicher Volkheit sein — ist Ausland. Ausland schafft Vaterland. Indem nun der Staat seine Grenzen schützt und verteidigt, schützt und verteidigt er auch seinen Untertanen, der ihm dafür dankbar ist und ihm zuweilen mehr gibt als ihm gebührt. Das regierte Volk räsontiert nicht, schaut nicht tief und weiß nicht, daß es dem Staat bzw. den Herrschenden nicht so sehr um des Volkes Wohl als um dessen Steuerfähigkeit zu tun ist. Das tritt besonders kraß in jenen Staaten zutage, die, ohne auf die Tragfähigkeit der Bürger zu achten, diese mit Steuern so schwer belasten, daß sie darunter zusammenbrechen. Dem Staatssäckel ist es einerlei, wovon er sich füllt, und mag es auch der Ruin von Hunderttausenden sein. Je mehr, je besser. Der Herrschende sieht es nicht gerne, wenn ihm der Nachbar seine Steuerzahler wegkapert. Der Nationalitätenstaat diene als Exempel. Der historische Staat kennt zwei Klassen: die an Zahl geringe der arbeitslos Genießenden und die unzählige der genußlos Arbeitenden (und Steuern Zahlenden). Er ist uns indessen zu einer Notwendigkeit geworden, die wir uns nicht mehr so leicht hinwegdenken können, hinwegdenken wollen. Die Staatskategorien sind uns in Fleisch und Blut übergegangen; nichtsdestoweniger sagt uns die Vernunft, daß der Staat — ob wir auch seiner nicht entraten können — ein Uebel sei, und zwar des-

Literatur.

Geschichte der deutschen Kunst

von H. und O. Luckenbach.

Im Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin, ist eine einbändige, 500 Seiten starke, mit 572 Abbildungen, 80 Tafeln in Schwarzdruck und 6 farbigen Tafeln versehene Geschichte der deutschen Kunst erschienen, die kraft ihrer knappen, leichtfasslichen Darstellungsart, der klaren Stoffgliederung und des illustrativen Reichtums vorzüglich geeignet ist, kunstgeschichtliches Wissen und Kunstverständnis ins Volk zu tragen. Der Preis des Werkes in Ganzleinen stellt sich auf Mark 18.50 und ist angesichts der guten und schönen Ausstattung und der textlichen und bildlichen Stofffülle als sehr mässig anzusehen.

Welch grosses Gebiet öffnet sich unsern Blicken! Wie viele Jahrhunderte müssen wir durchwandern, bis wir an den Anfang des Kunstschaffens kommen! Auf wie viele Arten äussert sich das bewusst gewordene Empfinden für Schönheit! Es will etwas heissen, diese vielgestaltete Welt in einem Werke so zusammenzufassen, dass das Wesentliche als eine Einheit daraus hervorgeht. Den Verfassern dieses Werkes ist es aber — um ein Gesamturteil voraus zu geben — trefflich gelungen, aus dem scheinbar zufälligen Nebeneinander und Nacheinander in der Zeit eine einheitliche Entwicklungsreihe zu kristallisieren. Wir bekommen einen Ueberblick über das innere Werden deutscher Kunst im Laufe der Jahrhunderte; wir sehen eine Linie aufsteigen, sich abbiegen und wieder aufsteigen: es ist der Spiegel der Völkerpsyche, geoffenbart durch die grossen Werke der Kunst.

Wertvoll ist dabei die Gruppierung des gesamten Stoffes in Architektur, Plastik und Malerei. Zwar ergeben sich damit drei verschiedene Entwicklungslinien. Allein der Entwicklungsgang der einzelnen Kunstgattung tritt so viel klarer hervor, der

Leser verliert sich nicht bald dahin, bald dorthin, und schliesslich vereinigen sich die verschiedenen Linien doch zu einem Ganzen und gewähren dem Leser einen umfassenden Gesamtüberblick.

Die Kunst ist Gestalt gewordener Menschengestalt und ist Menschheitsgut; sie kümmert sich nicht um Grenzpfähle. So haben sich auch die Verfasser, obwohl sie ihr Werk Geschichte der *deutschen* Kunst nennen, nicht ängstlich an die Grenzen gehalten, sondern sie zeigen auch die Einflüsse, die von aussen kamen, die Zusammenhänge zwischen einheimischem und ausländischem Kunstschaffen, und sie scheuen sich nicht, nichtdeutsche Künstler an erster Stelle zu nennen, wo es deren Bedeutung rechtfertigt. Gewiss hat jedes Volk seine Eigenart, die sich aus dem Klima, der Bodenbeschaffenheit und manchen andern Faktoren ergibt. Und diese Eigenart gibt sich auch in der Kunst zu erkennen. In diesem Sinne hat man ein Recht, von nationaler Kunst zu sprechen; aber man darf dabei den Zusammenhang mit dem, was jenseits der Grenze besteht und geschieht, nicht vergessen. In diesem weitherzigen Sinne fassen H. und O. Luckenbach den Begriff «deutsche» Kunst auf.

Die methodische Durchführung der kunstgeschichtlichen Belehrungen verdient alles Lob. In langsamem Gange durch die verschiedenen Epochen lernen wir an treffenden Beispielen das Charakteristische jeder Zeit kennen und werten. Die Verfasser geben klare, bestimmte Urteile, ohne pedantisch zu sein oder ihre Meinung dem Leser aufzudrängen. Sie sind Führer, sie machen auf das Wesentliche aufmerksam, sie geben den Schlüssel zum Kunstverständnis; sie leiten den Leser zum rechten Schauen; aber auch dazu an, sich ein eigenes Urteil zu bilden. Besonders suchen sie dem Leser klar zu machen, dass jede Kunst aus ihrer Zeit und Vergangenheit heraus verstanden sein will und dass man sich in die Gedanken- und Gefühlssphäre ihrer Zeit versetzen muss, um sie verstehen zu können.

Auch die Persönlichkeit der Künstler lernen wir kennen. Um

halb, weil er so wenig die persönliche Würde in dem Einzelnen achtet und seltsamerweise diese Mißachtung häufig mit seiner Sorge um das Wohl des Einzelnen begründen zu können meint.

Wir sagen: der Staat ist eine Notwendigkeit geworden — und fragen: «Was ist sein Sollen?» und: «Was ist sein Tun?» und: «Wie stehen Staat und Staatsangehöriger zueinander?»

Sache des Staates ist — so sagten wir vorhin —: Schutz der Grenzen nach außen und Wahrung des Rechts nach innen. In den ihm von rechtswegen zufallenden Wirkungskreis gehören also: Wehrmacht, Polizei und Gericht. Diese Funktionen genügen, sein Daseinsbericht zu begründen, sein Dasein zu erhalten. Allein der Staat gibt sich damit nicht zufrieden, sondern usurpiert (beansprucht) für sich noch viele andere Funktionen, die mit seiner eigentlichen Bestimmung nichts zu tun haben, und mit diesem Augenblick wird er ein lastendes Uebel, dessen Regeln und Gebote den Menschen von der Wiege bis zum Sarge begleiten, ihn zu hemmen, ihn zu fesseln, der Würde und der persönlichen Freiheit hohnzusprechen. Hierbei ist zu bemerken, daß diese Gebote, gleichviel ob sie sozialer, religiöser oder ethischer Natur sind, nur ad usum (zum Gebrauch) des Einzelnen von den Vielen, der Gemeinschaft geschaffen sind, aber von den Einzelnen unter den Herrschenden nicht immer respektiert werden müssen. Diese dürfen sich nach jeder Richtung hin ausleben. Princeps (hier im weitesten Sinne des Wortes gebraucht) legibus solutus. (Den Herrschenden bindet kein Gesetz.) (Schluß folgt.)

Der Vergessenheit entrissen.

Am 19. September wurde in dem französischen Dorfe St. Martin-du-Frêne ein Denkmal für den Humanisten *Sebastian Castellio* (1515—1563) eingeweiht. Damit wird ein Name und ein Mann der Vergessenheit entrissen, der es wohl verdient, daß seiner mit einigen wenigen Worten gedacht werde. Besonders wir Freidenker dürfen nicht achtlos an ihm vorbeigehen. Ich halte mich in der gedrängten Darstellung seines Lebens vor allem an Mauthners Geschichte des Atheismus im Abendlande.

Castellio war weder Held noch grosser geistiger Befreier. 1540 wurde er als Hausgenosse Calvins in Genf für dessen Glauben gewonnen; im «Rom Calvins» versah er das Amt eines Schulrektors. Aber bald erweckte er durch seine Übersetzungen und Schriften das tiefe Mißtrauen der religiösen Führer Genfs. Er wagte es, selbständig zu denken und mannhaft zu den Resultaten seines Denkens zu stehen. Das zog ihm den glühenden Hass dieser protestantischen

Päpste zu, und wahrscheinlich wäre er, wie später Servet, den unduldsamen Reformatoren Calvin und Beza zum Opfer gefallen, wenn er sich nicht rechtzeitig nach Basel geflüchtet hätte. Hier wurde er nach langen Jahren als Magister der griechischen Sprache angestellt, lebte aber mit seinen 8 Kindern in bethelhafter Armut. Er sah sich genötigt, sich als Tagelöhner zu verdingen, er fischte eigenhändig das Treibholz aus dem Rhein, um es für seinen und anderer Leute Nutzen zu verwerten. Er ist hier in Basel in bitterster Armut und Verlassenheit gestorben.

Was ihn am schärfsten mit seinen früheren Genfer Religionsgenossen verfeindete, war sein Eintreten für Toleranz in religiösen Fragen, sein Einstehen für volle Gewissensfreiheit, sein Kampf gegen alle Glaubensverfolgung. Von Basel aus tadelte er scharf die grausame Hinrichtung des Servet durch die protestantische Inquisition. Er vertrat damals schon den bereits zum Gemeingut gewordenen Gedanken, daß auch die Religionen sich entwickeln und nicht starre Gebilde seien. Jede gehässige Glaubensverfolgung widerspricht dem innersten Wesen des Christentums: «Man müsste Christum für einen Moloch oder ähnlichen Gott halten, wenn er verlangte, daß ihm Menschen geopfert und lebendig verbrannt werden müssten». Der stärkste und letzte Grund für diese seine Friedensliebe war wahrscheinlich ein tiefer Zweifel an der Möglichkeit, in religiösen Fragen zu einer Gewissheit zu kommen.

Castellio war nicht Freidenker; daß er für seine Ideale Armut und Verlassenheit auf sich nahm, und zwar für die Ideale der Toleranz und Gewissensfreiheit, macht uns den Mann sympathisch. Religiöse Duldung ist bereits eine Station auf dem Weg zur religiösen Indifferenz, sie wirkt relativierend und aufweichend auf die hartherzige und unduldsame Strenge der starren Dogmatik. Wir Freidenker legen ihm als einem Wegbereiter zu Zielen, die auch wir noch nicht überall erreicht haben, in Gedanken einen Kranz schlichten Angedenkens an sein Denkmal. H.

F. C. Müller-Lyer.

Am 29. Oktober 1926 hat sich sein Todestag zum zehnten Male gejährt.

Müller-Lyer war einer der besten Theoretiker unserer Bewegung. — Von Beruf ursprünglich Arzt, hatte er gediegene Kenntnisse in den Naturwissenschaften und, was besonders wertvoll ist, die strenge naturwissenschaftliche Denkschulung. Müller-Lyer ist aber nicht einseitiger Naturwissenschaftler geblieben; gerade die praktische Tätigkeit als Arzt führte ihn weiter: zu den Problemen und der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft. Das Studium der Kultur-

ihre Werke zu verstehen, muss man auch etwas von ihren Lebensumständen, ihrer Lebensanschauung wissen, denn ein Kunstwerk wird nicht nur von den Zeitumständen, sondern auch, und zwar in hohem Masse, von der Persönlichkeit seines Schöpfers bestimmt. Niemand schafft so sehr aus seinem innersten Wesen heraus, als eben der Künstler, sei er nun Maler oder Bildhauer oder Dichter oder Musiker. Die Verfasser haben sich beim Biographischen an Künstlerpersönlichkeiten gehalten, die für das deutsche Volkstum kennzeichnend sind. Hier weitere Kreise zu berücksichtigen verbot ihnen der im Verhältnis zur Stofffülle knappe Raum. Auch das Biographische ist harmonisch eingegliedert, verliert sich nicht in nebensächliche Einzelheiten, sondern gibt das Wesentliche, Bedeutungsvolle. Und so macht das Werk in seiner Gesamtheit wie in seinen Teilen selber den Eindruck eines Gemäldes, dem der Schöpfer durch zweckmäßige Beschränkung auf das Wesentliche ohne Vernachlässigung irgend einer Einzelpartie Grösse und Wirkungskraft verliehen hat.

Das Werk sei den Lesern der «Geistesfreiheit» zur Anschaffung, besonders auch zu Geschenkzwecken auf die bevorstehende Wintersonnenwende hin, bestens empfohlen.

L. Brauchlin.

Die Aussichten des Christentums.

Soeben ist mir ein kleines Bändchen von 135 Seiten in die Hände gefallen. Es kostet nur Fr. 5.—, ist von *Bernard Shaw*, dem berühmten und bekannten englischen Satiriker verfasst und heisst: «Die Aussichten des Christentums» (Fischer-Verlag, Berlin 1925). Die Übersetzung ist für die, welche es deutsch lesen wollen, mustergültig. Der Inhalt ist in seinem Aufbau und seiner Auswirkung geradezu überwältigend. Die Satyre ist dezent, wirkt aber gerade deshalb um so tiefer und nachhaltiger. Das Büchlein ist ein herrlicher Genuss für denkende und prüfende Menschen, aber eignet sich keineswegs für «unentwegte Anhänger

von Thron und Altar. Der Stil ist klassisch, und der Gedankenreichtum in der Freiheit der Auffassung und in der logischen Entfaltung der sog. christlichen Weltentwicklung bis in die geheimsten Falten psychologischen Empfindens hinein ist bis jetzt und, wird wohl auf Jahrzehnte hinaus kaum übertroffen werden können. Wenn die christliche Orthodoxie protestantischer und katholischer Herkunft sich in ohnmächtiger Wut gegen diese Publikation aufbäumte, so beweist dies nur, wie gefährlich ihnen eine solche Geistestat erscheint. Folterkammer und Feuertod würden Bernard Shaw unnachlässiglich treffen und das Werk würde von Henkershand verbrannt, wenn diese Vertreter eines faßchen und zu machtpolitischen Zwecken missbrauchten Christentums noch die Macht dazu besitzen würden. Es geht diesen Leuten an Lebendige, wenn Shaw in der Einleitung schreibt:

«Wir haben immer das sonderbare Gefühl gehabt, dass der ans Kreuz genagelte Christus es fertig gebracht hätte, die Welt umzugestalten, wenn wir Menschen bessere Menschen gewesen wären und seinen Plan einmal ernstlich ausprobiert hätten. Die kapitalkräftige Welt aber ist seit der Kreuzigung dauernd antichristlich gewesen, die Priester waren keine Christen und niemals wurde die Lehre Christi in politische und allgemein soziale Praxis umgesetzt. Wo waren aber die Nachfolger, die dies getan haben? Ich habe keine Sympathie für Vagabunden und Redner, welche die Gesellschaft zu reformieren versuchen, indem sie die Menschen ihrer regelmässigen produktiven Arbeit entziehen wollen, um aus ihnen Redner und Vagabunden zu machen. Ich betone ausdrücklich, dass, wenn Jesus die praktischen Probleme, die sich aus seiner kommunistischen Auffassung, aus dem Anerkennen, Verbrechen rache- und straflos bewältigen zu müssen und aus der Uebnahme göttlicher Verantwortlichkeit durch die Menschheit, hätte ausarbeiten können, er der Welt einen unermesslichen Segen gebracht hätte, weil diese seine spezifischen Forderungen sich heute als vernünftig und ökonomisch gesund erwiesen haben. Wie wäre es wohl gekommen, wenn er die

entwicklung wurde ihm, dem ein gütiges Geschick Zeit dazu gab, seine Lebensaufgabe, die er — leider allzufrüh von der blinden Natur dahingerafft — nicht in dem weiten Umfang zu Ende führen konnte, wie ihm das vorgeschwebt hatte.

Sein Studium geschah nicht um des neugierigen Interesses, sondern um des Handelns und Helfens willen, denn in diesem Menschen mit dem scharfen Verstand war viel Menschenliebe. Am Anfang und am Schluß seiner suchenden Bemühung leuchtete der Gedanke, den Menschen die Möglichkeit zu schaffen, planvoll in die Kulturentwicklung einzugreifen und sie bewußt bestimmten Zielen entgegenführen zu können. Daher treffen wir in den Werken Müller-Lyers so oft auf den Gedanken der bewußten «Kulturbeherrschung».

Klar und weitsichtig war der Geist Müller-Lyers bei der Erfassung der geschichtlichen Entwicklungsreihen. Dazu besaß er ein großes Abstraktionsvermögen, welches ihn befähigte, das Bedeutsame aus Zuständen und Entwicklungsreihen herauszuholen. — Ebenso ist die Ausdruckweise klar, sodaß seine Werke leicht verständlich sind.

Neben dem Theoretiker gab es in Müller-Lyer auch den Praktiker, den Mann der Tat. In schwerer Kriegszeit war Müller-Lyer 1. Vorsitzender des Deutschen Monistenbundes, unserer deutschen Schwesterorganisation. Als praktischer Führer versinnbildlicht er jene Bestrebungen in der freigeistigen Bewegung, welche neben der bloßen naturwissenschaftlichen Orientierung auch die soziologische zu ihrem Recht kommen lassen wollten. Als in der Nachkriegszeit die gesellschaftlichen Probleme — nunmehr nicht mehr unter der Leitung des auf sie eingestellten Führers, sondern unter dem Druck harter Tatsachen — immer mehr in den Betrachtungskreis der freigeistigen Bewegung traten, mußte der Tod Müller-Lyers besonders schwer empfunden werden.

H. C. K.

Werke von Müller-Lyer: Der Sinn des Lebens, Die Phasen der Kultur, Die Familie, Formen der Ehe, Phasen der Liebe, Die Zählung der Normen. (Sämtliche Werke können durch die Geschäftsstelle der F. V. S. in Luzern, Mythenstrasse 9, bezogen werden.)

Wenn die Hirten gehen,!

Es war in einem größeren Dorfe im «heiligen» Land Tirol, wo wir durch auffällige Plakate auf eine Versammlung aufmerksam gemacht wurden. Sie kündeten an, daß der ehemalige katholische Pfarrer Krenn sprechen werde über seinen *Austritt aus der katholischen Kirche*.

Wir waren verblüfft, als wir diese Anzeige lasen. Hier in dieser Hochburg des Klerikalismus mit ausschlaggebender bäuerlicher Bevölkerung, ohne Industrieproletariat, hätten wir am wenigsten eine derartige Kundgebung erwartet, und wir entschlossen uns, dem Vortrag beizuwohnen.

Aufgabe eines modernen, aber guten und praktischen Staatsmannes auf sich genommen hätte.»

Es ist wohl kaum in den Neuerscheinungen, welche das Christentum betreffen, von solchen Ansichten etwas zu finden und die Theologen, welche diese epochenmachende Publikation mit ruhiger und objektiver Gemütsstimmung — nicht als zelotische Eiferer — lesen, werden sich allen Ernstes fragen müssen, ob sie bis anhin einen falschen Weg gegangen seien und ob es noch Zeit genug sei, den neuen Weg, den wirklich von Jesu vorgezeichneten Weg des sozialen Menschentums zu betreten und den Pfad der Unduldbarkeit, der Intoleranz, der Machtgier und der Seelensklaverei und des dogmatischen Aberglaubens zu verlassen. Das Büchlein ist eine Zierde jeder Privatbibliothek. D. F. L.

„Der leuchtende Baum und andere Novellen“

von E. Preczana. erschienen im Verlag der Büchergilde Gutenberg, Leipzig. In vorzüglicher Ausstattung bietet sich dieses 14 Novellen enthaltende Buch dem Leser an. Das geschmackvolle Aeussere ist aber nur das würdige Gewand eines wertvollen, edlen Inhaltes. Jede dieser 14 Novellen ist so reich, dass sich aus dem gleichen Stoffe ein Buch schreiben liesse. Alle, dem Alltagsleben entnommenen, Gestalten sind so einfach und lebenswahr, dass uns ihr Schicksal tief ergreift; man lebt, man weint und lacht mit ihnen. Alle Regungen der menschlichen Seele sind der Wirklichkeit abgelauscht; Menschenliebe und Menschheitsglaube erheben uns zu frohem Zukunftshoffen. Eine bezwingende Gemütsstärke und eine aus innerstem Herzen kommende handelnde Liebe erfüllt alle diese von Leid und Weh gedrückten Gestalten, durch die uns so recht zur Erkenntnis gebracht wird, dass das Schicksal keine höhere Macht, keine Fügung ist, die von oben kommt, sondern dass alles Leid und alles Glück von uns Menschen geschaffen wird. Das Buch wird eine wertvolle Sonnwendgabe sein.

Em. Brauchlin.

Nur langsam fanden wir uns in dem von Tabaksrauch erfüllten Raum, in dem ein Licht müde flackerte, zurecht. An langen groben Tischen sassen in erregtem Gespräche die Neugierigen und harreten der Dinge, die da kommen sollten. Es waren zumeist Landarbeiter, hagere Gestalten mit gekrümmtem Rücken und klobigen Händen, die von harter Arbeit zeugten. Dazwischen saßen Eisenbahner mit ihren Frauen, — Frauen, deren hohlwangige Gesichter und schlaffe Körper eine erschütternde Sprache redeten von der unablässigen schweren Arbeit und der Verwüstung, die sie unter der irreführenden Phrase «Viel Kinder, viel Segen» über sich ergehen lassen.

Schüchtern saßen sie da, sie, die am meisten der pfäffischen Beeinflussung ausgesetzt waren. Fast alle von ihnen hatten sich nur durch das Drängen ihres Mannes zum Besuch dieses «gottlosen» Vortrages bestimmen lassen, wie mir die Frau eines Eisenbahners wörtlich versicherte.

Plötzlich bricht das Gespräch ab und Krenn spricht. — Seine Rede ist fließend. Künstliches Pathos ist ihm fremd. Einfach und schlicht führt er uns in das kleinbürgerliche Milieu, dessen Ideologie, die ihm seit frühester Jugend eingetrichtert worden war, in ihm den für einen katholischen Geistlichen nötigen Geisteszustand bewirkt hatte.

Sein Lebenslauf brachte ihn uns menschlich näher. Der Krieg, in dem auf «höheren» Befehl die Menschen wie rasende Raubtiere sich zerfleischen und die Mordwerkzeuge von der Kirche gesegnet wurden, erschütterte seine Ideologie. — Wo war Gott?

Wo blieb die Kirche, die da lehrte: Du sollst nicht töten!?

Da kam die Nachkriegszeit mit ihrem grenzenlosen Elend. Während das Volk hungerte, lebten die, die täglich den Mund voll nehmen von der «göttlichen Askese», in allen Freuden. «Die praktische Auswirkung meines Berufes ekelte mich an, weil sie sich nicht ergab im Zusammenhang mit der Lehre Christi.»

Rücksichtslos reißt er jene Fetzen der Beschönigung von dem von Fäulnis zerrissenen Leib herunter.

«300 Schilling erhalten wir monatlich vom Staat. Für jede Messe, die wir lesen, 15 Schilling, die nur bei Zahlungsfähigkeit gelesen wird. Es ist selbstverständlich, daß man mit dem bekannten Hinweis: Die Seele deines Verwandten kann noch im Fegfeuer sein, laß eine Messe lesen — in spekulativer Absicht auf den Gläubigen eindringt.»

Das Fazit dieses «Geschäftes» ergab ein monatliches Einkommen von 400—500 Schilling insgesamt. Hinzu kam noch freies Wohnen, ferner die unzählbaren Gaben, die die Frauen und Mädchen «Hochwürden» ins Haus bringen in Form von Fleisch, Gemüse, Eiern, Strümpfen, Haarschneiden und andere Auslagen wurden fast immer berechnet für einen «Gotteslohn.»

Als charakteristisch für den guten Magen der katholischen Kirche wies er darauf hin, daß das Verbot, Gottesleugnern und Spötern die kirchliche Beerdigung zu gewähren, nicht beachtet wurde, als es sich um den reichsten Bauer der Umgebung handelte. Acht Geistliche gaben diesem Gottesleugner das Geleit, weil sehr schwer dafür bezahlt wurde. «Das zerriß in mir die letzten Saiten», gestand der ehemalige Priester.

«Ich zog die Konsequenz, weil ich mich verbunden fühlte mit den Schichten des Volkes, denen man im Interesse einer Handvoll Kapitalisten «Enthaltung auf Erden und dafür eine Belohnung im Himmel» predigt und verspricht.

Meine gefühlsmäßige Einstellung, die den Gottesglauben in mir erschütterte, wurde bekräftigt durch ein gründliches wissenschaftliches Studium, das mich zum Schlusse führte: «Es gibt keinen Gott».

Gott und das ewige Leben, das ist die Phrase, mit der die Arbeiterklasse in ihrem Aufstieg gehemmt werden soll; das ist jene Tür, die hindern soll, den Blick zu den Fleischtopfen der Reichen zu erheben.

Das um seine Freiheit ringende, schaffende Volk wird und muß die Ideologie eines Gottesglaubens abstreifen, um eine hohle und korrupte Gesellschaftsordnung zu ersetzen durch eine Ordnung, in der es weder Herrn noch Knechte gibt.»